Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 4. August 1877.

Eine Reise um das Mittelmeer.

IV. Nubien.

(Fortsetzung.)

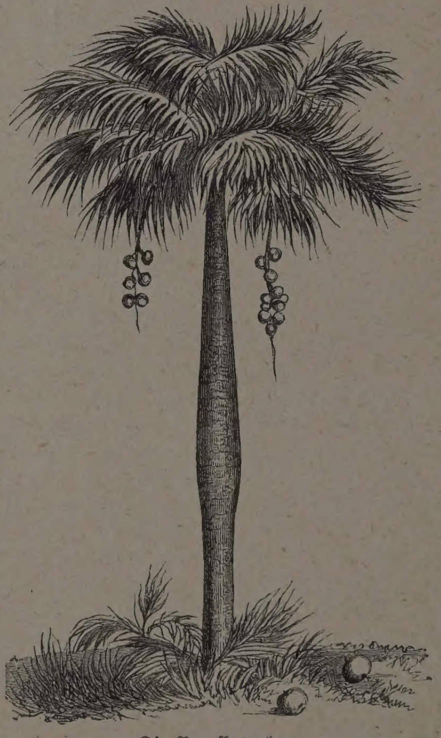
3. Aus dem Leben der Dinka.

Da man jetzt überall von dem Innern Afrika's so viel redet und schreibt, ja sogar eine Eisenbahn dahin verlegen will, so werden unsere jungen Freunde wohl gern noch Näheres über die dortigen Völker und Sitten hören wollen. Wir wollen daher heute noch Einiges über einen der größten jener Stämme zu dem bereits Erzählten hinzufügen.

Der Dinka ist ein großer Herr und darum hat er auch zwei Schlösser, eines für die trockene Jahreszeit, ein zweites für den Winter. Die Sommerhütten sind in der Nähe des Flusses aus einfachem, gradaufstehendem Schilf errichtet, nicht einmal von allen Seiten geschlossen, da sie bloß als Lagerstätten dienen und vor dem scharfen Nordwind schützen sollen. Die ganze innere Einrichtung besteht in einer dicken Lage Asche, in welche der Neger sich Nachts verkriecht, um etwas wärmer gebettet zu sein. Wenn aber die Regenzeit heranzieht und der schwarze Vogel landeinwärts fliegt, so rüstet sich auch der Dinka zur Wanderung; 40—50 Familien sammeln sich, um einen neuen Wohnsitz zu suchen. Das geschieht nach der Beschreibung eines Missionärs folgenderweise: Voran ziehen die großen Rinderheerden mit den Treibern, dann kommen die Frauen und Kinder, welche die Zeltmatten, die häuslichen Geräthschaften und den Kornvorrath tragen. Zuletzt folgen die Männer mit ihren Lanzen und Knotenstöcken. Ist der Zug so eine Strecke von drei bis vier deutschen Meilen gewandert, so stößt der Heerführer ein lautes und wildes Geschrei aus und gebietet Halt. Alle stehen wie angewurzelt. Dann untersucht derselbe Führer mit den Familienältesten das Waldgebiet, und finden Alle es zu einer Niederlassung geeignet, so erschallt wieder ein lautes Geschrei, welches dem ganzen Zuge kund thut, daß Alle ihre Lasten niederlegen sollen. Einige junge Bursche treten nun vor die Ältesten und führen einen fehlerlosen Stier herbei, der mit grünem Laube geschmückt ist. Mit großer Gewandtheit umschlingen die Bursche seine Füße und zerren ihn auf die Erde. Nun tritt das Oberhaupt der Karawane mit den Ältesten heran, zieht ein zweischneidiges großes Messer aus der Scheide und stößt es in den Nacken des Thieres, das unter furchtbarem Gebrüll einen Strom von Blut vergießt. Der Häuptling nimmt von diesem Blut, besprengt damit nach den vier Himmelsrichtungen den Wald und einzelne Bäume. Das ist die Einweihung des Winterlagers. Jede Familie rammt nun 6—7 Pfähle in die Erde, legt ein Dach von Reisig und Erde darüber und der neue Ansiedlungsring ist fertig. Aber nun beginnt der Bau der Hütten für die fünfmonatliche Regenzeit. Diese Hütten sind rund und haben etwa zwei Klafter im Durchmesser. Sie werden gebaut, indem man eine Reihe von Pfählen einrammt und die Zwischenräume mit Schilfrohr ausfüllt. Auf die Pfähle setzt man einen spitzen Dachstuhl von dürrem Gras. Im Innern wird die Hütte an den Wänden mit Koth beworfen, der Boden aber mit einer Decke von festgestampftem Lehm belegt. Die Thür bildet eine ovale Öffnung, so groß, daß ein Mensch eben hindurchkriechen kann. Fenster braucht der Dinka nicht, wozu auch? An der Wand hängen statt der Ölgemälde zwei Holzbilder, deren eines die Gestalt eines Ochsenkopfes, als Symbol des Lieblings aller Dinka, hat, während das andere eine Schlange vorstellt. Mit etwas gutem Willen und der Nachhilfe der Einbildungskraft kann man die Ähnlichkeit auch wohl erkennen. Gleich neben der Thüre steht der Feuerherd, der auch zur Nachtzeit nicht erlischt, und oft eine dem Europäer unerträgliche Hitze in dem engverschlossenen Hüttenraume entwickelt. Eine Rindshaut dient nebst der Asche als Bett, einige Kürbisschalen nebst selbstgefertigtem irdenem Geschirr bilden das übrige Mobiliar. Vor Allem aber ist die Pfeife nicht zu vergessen, denn bei den Dinka raucht Alles, Männer, Weiber und Kinder, und ist der Tabaksvorrath erschöpft, so raucht man etwas Anderes. Der Getreidevorrath hängt in Säcken vom Dache herab. Vor dem Hause steht der Mörser zum Stoßen des Getreides, meistens aus Holz, weil im ganzen Lande der Dinka kein Stein anzutreffen ist. Und da auch das harte Holz oft fehlt, so müssen zwei Ziegelsteine das Korn so gut als möglich zermalmen. Das also wäre Haus, Bett und Mühle des Negers. Doch nur die Familienväter haben solche Häuser. Das Gesinde sammt den Knaben bleibt immer bei den Kühen, und auch der Familienvater liebt eine solche Hütte bloß in der Regenzeit, sonst ist sein Lieblingsaufenthalt der Kuhzwinger, ein mit einer hohen Hecke aus Dornen eingeschlossener Raum, worin das Vieh zusammenliegt. Hier weidet er sein Auge an dem Reichthum seiner Kühe. Um sich gegen die zahlreichen Mücken und Mosquitos zu schützen, die sich bei der Abenddämmerung wie eine wahre Höllenqual über Mensch und Vieh werfen, baut der Dinka neben seiner Hütte ein Gerüst mit zwei, oft drei Stockwerken, die alle mit Asche belegt werden. Zu ebener Erde brennt ein gewaltiges Feuer von Kuhmist, das den ganzen Bau mit seinen Rauchwolken umhüllt. Dieses Nebengebäude ersetzt dem Dinka auch den Empfangs- und Unterhaltungssaal, in dem er den Besuch seiner Nachbarn entgegennimmt, die aus Langeweile wohl ein oder das andere Stündchen verplaudern möchten. Wird es dann spät, oder macht die Abendkühle sich fühlbar, so zieht ein Jeder sich in seine Hütte und in sein Aschenbett zurück. Von der ganzen Gestalt guckt dann nur der Kopf aus den sonderbaren Federn und auch er ist noch mit Asche überdeckt. Liegt der Zwinger etwas tief im Walde, so brennt während der Nacht auf dem obersten Stockwerk des Nebenbaues ein großes Feuer, dessen Schein die zahlreichen wilden Thiere abhalten soll.

Stolz auf seine Kühe, verachtet der Dinka den Feldbau. „Bin ich ein Sklave?“ so fragt er entrüstet, wenn man ihn zur Arbeit anspornen will. Der Mann hilft bloß beim Hausbau, indem er die schwereren Holzstämme zusammenzimmert. Sonst sieht er nur nach seinem Vieh, spitzt zuweilen einen Pfahl, um es daran zu binden, oder dreht dazu ein Seil aus Rindsleder. Am liebsten ißt und trinkt er, vertreibt sich die Zeit mit Tändeleien und Besuchen bei Nachbarn, wo er sich gern im Schatten niederläßt und über Tagesangelegenheiten der Wüste plaudert, bis er gegen Sonnenuntergang seine langen Glieder in Bewegung setzt und, seine Keule über die Achsel schwingend, nach Hause geht, voll Freude, sich etwas erbettelt zu haben. Alle Arbeit, namentlich der Ackerbau, bleibt Sache des Weibes. Jeder Dinka hat je nach seinem Reichthum mehr oder weniger Frauen, die in kleineren Hütten um jene des Mannes herumwohnen. Wenn eine Dinkafrau zur Arbeit geht, so legt sie ihr kleines Kind in ein Ränzchen von viereckig zugeschnittenem Felle, bindet die Enden zusammen und schwingt das Ganze über die Achsel. Will sie nun graben oder jäten, so wird das Ränzchen an einem Stock oder am nächsten besten Ast aufgehängt, damit die zahlreichen Schlangen und Mäuse nicht daran kommen. Außerdem haben die Frauen noch für die Hausarbeit zu sorgen und zu sehen, daß überhaupt etwas auf den Tisch kommt. Das ist oft gar nicht so leicht und bisweilen sogar mit Todesgefahr verbunden. Wird nämlich das Wasser seltener oder nehmen die Baumfrüchte in der Nähe des Zwingers ab, so müssen sie weit gehen, um beides zu holen. Im Dickicht lauern oft Löwen oder andere Thiere; am gefährlichsten ist es nach Sonnenuntergang, wenn die wilden Gäste der Wälder auf Raub ausgehen oder an die Pfützen kommen, um zu trinken. Beim Einsammeln der Baumfrüchte müssen die Frauen oft auf hohe Bäume steigen und dabei nicht selten um eine Frucht mit den großen, über 1 Meter hohen Affen sich herumzanken, die in jenen Wäldern sehr zahlreich sind. Man hat schon gesehen, wie Affen die Weiber vom Wasser forttrieben, ohne ihnen auch nur einen Tropfen zu gönnen, oder sie ihrer mühsam gesammelten Früchte beraubten und leer nach Hause schickten. Ihr Mann schaut müßig zu, ißt aber zuerst, wenn etwas da ist, und die Frau muß mit dem Reste vorlieb nehmen. Der Ackerbau selbst steht auf der niedrigsten Stufe.

Die Hauptfrucht bildet die Erdnuß, welche in allen Tropenländern gedeiht. Sehr verbreitet ist ebenfalls der Sesam und das Sorghumkorn. Bewundernswerth ist auch die Geschicklichkeit, mit welcher die Dinka aus den stärkemehlhaltigen Keimen der Borassuspalme ein feines Nahrungsmittel bereiten. Zu diesem Zwecke werden die Borassuskerne gesammelt und an feuchte Orte gelegt, bis sie anfangen zu keimen, dann werden sie durch wiederholtes Brühen und Auslaugen ihrer Bitterkeit beraubt und zu schneeweißem Mehle zerstoßen, dessen Geschmack deutlich an Veilchenwurz erinnert. Eine Lieblingsspeise der Neger sind die verschiedenartigen Kürbisse, deren Fleisch gegessen, deren Schale zu Gefäßen benützt und deren Blätter als Gemüse gekocht werden. An Gewürzen ist das Land arm, und was noch sonderbarer ist, einzelne Stämme halten den Pfeffer, der bei ihnen wächst, für ein gewaltiges Gift, welches sie früher nur zogen, um ihre Pfeile zu vergiften. Als nun Fremde in's Land kamen und den Pfeffer sahen, fielen sie darüber her und aßen ihn. Anfangs erschracken die Eingeborenen und meinten, die Fremdem müßten sofort todt niederfallen; da dieses jedoch nicht geschah, bekamen die Neger einen großen Respekt vor den giftessenden Menschen und meinten, nun könnten auch ihre Pfeile nichts mehr nützen. Daher unterwarfen sie sich bedingungslos den Nubiern.



Die Borassuspalme.

Weil die Neger überhaupt und die stolzen Dinka im Besonderen höchst träge sind und mit der Cicade lieber tanzen und singen, als mit der Ameise für die Zeit der Noth Vorräthe sammeln, so bleibt es auch nicht aus, daß bisweilen in einem ganzen Gebiet eine Hungersnoth sich einstellt. Entweder ist Mißwachs gewesen, oder das Flußpferd hat die Saaten zerstört, oder der Schakal hat die Nüsse geknackt, oder Feuer hat die Ernte eines Dorfes verzehrt. Dann macht der bittere „Magor, Magor!“ (Hunger, Hunger!) seine Runde von Hütte zu Hütte, und hebt jeden Unterschied zwischen Mein und Dein vollständig auf. Glücklich, wer noch etwas Milch im Geheimen hat; die Übrigen essen Gras oder Baumblätter. Dem armen Vieh, das ohnehin oft wegen der Trockenheit verkümmern muß, wird noch Blut abgezapft, und dieses entweder getrunken oder gegen andere Nahrungsmittel eingetauscht. Während solcher Zeiten der Noth sind gewöhnlich auch die Missionsstationen am fleißigsten besucht. Dann bleibt kein Kind aus dem Unterrichte, weil es zugleich auch ernährt wird. Selbst die Alten drängen sich massenhaft herbei. In Aller Munde heißt es: „Ich will auch lernen, beten, Schule und Kirche besuchen.“ Das will so viel sagen, als: „Auch ich will bei euch essen, ich will in eure Küchen hinein, etwas zu suchen, zu betteln, zu stehlen.“ Und was den letzten Punkt angeht, geben in solchen Fällen diebische Neger den europäischen Gaunern nichts nach. In Gondocoro, einem Missionshause der Bari (der Nachbarn der Dinka), hatten die Missionäre alle Fenster ihrer Vorrathskammer tüchtig verrammelt und glaubten sich so vor jedem Diebe sicher. Aber die Schwarzen kletterten von Außen über die Mauer, öffneten das Strohdach, stiegen in die Getreidekörbe und ließen das Gestohlene von der Mauer zu ihren Helfershelfern hinab. Sie trieben dieß Geschäft schon einige Zeit, bis endlich Einer ertappt wurde, der mit fünf Körben Getreide auf einmal herauskam. Je einen Korb an jeder Schulter, einen am

Halse festgebunden, einen mit den Zähnen und einen in der Hand tragend, kletterte er noch wie eine Katze über die Mauer. Besonders eine Klasse von Dieben scheint den Missionären unverbesserlich. „Kinder der Weite“ heißen sie in der Sprache des Volkes und sind in der That die unglücklichsten Menschen der Welt: Kinder, deren Väter gestorben und die mit ihrer Mutter zu einem Stiefvater kamen, der sie als überflüssige Sesamvertilger unbarmherzig aus der Hütte verstoßen hat. Sie haben kein Heim und kein Gut, irren obdach- und zuchtlos umher und suchen, den wilden Thieren gleich, sich etwas Nahrung zu erhaschen. Verschmachten sie nicht vor Elend, so fallen sie entweder den Arabern als Sklavenbeute in die Hände, oder werden selbst Räuber und Diebe. Wie eine wahre Landplage hausen sie nun, wo es etwas zu essen gibt; sie bilden sogar kleine Gesellschaften und halten ihren Wachtposten. Da es keine Polizei der Wüste gibt, so sucht jeder Besitzer sich zu wehren, so gut es geht, und hält dafür, daß sein Nachbar es ebenso mache. Wo möglich sucht man den Dieb gleich todtzuschlagen, so hat man am längsten Ruhe vor ihm. Arme, arme Kinder der Weite, die als unschuldige Wesen so in Noth und Elend des Lebens hinausgestoßen werden und, was noch schlimmer ist, oft in den Rachen des ewigen Todes!

Haben die Dinka etwas von europäischer Gottlosigkeit, so könnten unsere europäischen Socialisten zu den Dinka in die Schule gehen. Diese haben nämlich einen stark ausgeprägten Communismus, d. h. Speisegemeinschaft. So lange Jemand noch ein Körnchen Dura im Haus hat, fehlt's an Gästen nicht, die halten aus, bis Alles verzehrt ist. Alsdann ziehen Wirth und Gäste weiter und suchen neues Quartier und neue Verpflegung. Und weil Alle ein Gleiches thun, so fällt's Niemanden ein, für das Genossene auch nur eine Spur von Dankbarkeit zu äußern. Jeder glaubt nur sein Recht zu holen, und je angesehener er ist, um so mehr fordert er. Gibt man Einem etwas, so verlangt der Schlaukopf dreist noch mehr. Denn so denkt er, entweder gibt man mir, weil man meine Freundschaft sucht, und dann habe ich natürlich als Freund ein Recht, zu fordern, was ich will, oder aber man gibt mir aus Furcht, und dann darf ich erst recht kühnlich verlangen. Diese Eigenheit hat den Missionären manches Hinderniß geboten. Spendeten sie dem armen Volke Wohlthaten, so zogen sie nur Bettler heran; gaben sie nichts, so schimpfte man sie Geizhälse. Ebenso mußten die Patres manchmal auch Geschenke abweisen, welche die Neger brachten, z. B. ein Schaf oder eine Ziege, denn man ging einfach darauf aus, Freundschaft zu suchen, und diese Freundschaft hätte ihnen einen theuern Handel bereitet, alle ihre Lebensmittel wären von nun an Gemeingut geworden. Kein Mensch denkt hier an's Sparen oder an Vergrößerung seines Ackers. Man ißt und tanzt und faulenzt, und denkt erst, wenn schon ein Tag mit hungrigem Magen verstrichen ist, darüber nach, woher neue Nahrung zu holen ist. Würde Jemand sparen oder seine Ernte vermehren, so käme das nur Anderen zu Gute. So hatten z. B. die Fischer, welche bei der Mission Heiligenkreuz leben, sich nach längerem Anrathen der Missionäre entschlossen, ein schönes Stück Feld urbar zu machen und mit türkischem Weizen und Sesam zu besäen. Kaum war die Ernte eingebracht, so stellten sich so viele Gastfreunde ein, daß in acht Tagen Alles verzehrt und verjubelt war.

Die Erdnuß.

Man könnte nach dem Gesagten wohl auf den Gedanken kommen, daß die Neger bei all der vielfachen Noth im Ganzen gar sehr zur Trauer oder doch zu einer düstern Stimmung neigten. Und doch ist dem nicht so. Sie können sogar ausgelassen fröhlich sein. Ihre Liebhaberei ist der Tanz. Wenn die Ernte den Hunger beschwichtigt, so vergehen wenige Abende, wo nicht im Schimmer des Mondlichtes gejubelt, gesungen und getanzt wird. Der Tanz ist kriegerisch, wild und keck und mit einem Lärm verbunden, daß Einem die Ohren gellen. Da ist vor Allem die gewaltige Trommel, welche aus einem hohlen, auf beiden Seiten mit Fellen überspannten Baumklotz gefertigt ist. Bei den Bari und den Bongo muß noch ein anderes Blasinstrument nachhelfen. Es ist dieß ein ausgehölter Baumstamm mit einem einzigen Mundloch. Das Ganze sieht einer starken Tonne, welcher man einen Boden eingeschlagen

und die man nun durch das Spundloch „spielen“ würde, nicht unähnlich. Beim Blasen wird es wie ein Violoncell von dem Musikanten zwischen den Knieen gehalten; falls es zu schwer ist, bleibt es am Boden liegen, und der Musikant legt sich der Länge nach darüber und posaunt aus allen Kräften. Der erzielte Ton ist dem Brüllen eines Stieres nicht unähnlich, aber das ist ja süße Musik für Herz und Ohren solcher Kuhhirten. Mitunter ruht auch der Tanz, und man singt bloß unter Begleitung eines sogenannten Tome. Das Tome ist ein Saiteninstrument, gleich der Schildkrötenleier der Alten. Auf dieser Dinka-Guittare klimpert nun der schwarze Minstrel und singt dazu in weichen Moll-Tonarten ein sehnsüchtiges, melancholisches Lied — von schönen Kühen und starken Ochsen! Das sind ja die Ideale der Zuhörer und Höheres verlangt kein ächtes Dinkaherz. Nationale Sagen sind so gut wie unbekannt und zwar aus dem Grunde, weil das Dinkavolk keinen Staats- oder Stammverband kennt, mithin auch keine gemeinsamen Interessen.

Es gibt wohl „bayn-did“ (große Herren), welche bisweilen als Schiedsrichter angerufen werden. Eine eigentliche Obmacht haben sie jedoch nicht, ihr ganzes Ansehen ist bloß ein Widerschein ihres viehreichen Murach.

Bei all ihrer Trägheit sind die Neger sehr kriegs- und jagdlustig. An Ursachen zum Krieg fehlt es nicht. Der Raub eines Weibes oder noch mehr einer Kuh setzt Alles in Alarm. Übrigens ziehen nur unverheirathete Jünglinge aus, die Männer entschuldigen sich und sagen: „Ich habe Weib und Kinder.“ Bei den Bari hingegen zieht Alles hinaus, selbst die Frauen. Der Krieg ist übrigens bald zu Ende. Wer zuerst seine Pfeile verschossen oder seine Lanzen verschleudert, sucht Frieden und bezahlt ihn mit Kühen. Interessanter sind die Jagden. Ein feines Wild in den Augen der nubischen Waidmänner ist wie überall in Afrika die Katze, die wilde Katze der Steppen, welche die Urmutter der unsrigen ist. Als das ausgezeichnetste Wildpret aber wird von allen der Hase hochgeschätzt. Um die Schmackhaftigkeit des Leckerbissens einem Reisenden klar zu machen, bediente sich ein Eingeborner folgender Redewendung: „Weißt Du, Fremdling, was ein Dinka thut, wenn er in der Steppe mit geschicktem Keulenwurf einen Hasen erlegt?“ — Nein! — „Er macht ein Feuer an, bratet und verschmaust die Beute im Stillen. Zu Hause sagt er dann kein Wort davon.“ — Trotz ihrer einfachen Waffen nehmen die Neger doch unerschrocken einen Kampf mit Löwen, Tigern, Panthern und selbst Elephanten auf. In Truppen ziehen die Dinka aus, umstellen einen Elephanten und hetzen ihn herum. Während die Einen fliehen, schleudern die Andern ihre Lanzen; kehrt das Thier sich gegen Diese, so fliehen sie und die Anderen setzen ihm mit Wurfgeschossen zu, und das geschieht so lange, bis der Verfolgte vor Blutverlust niedersinkt. Es fällt wohl hie und da einer von den Jägern, aber das Thier wird schließlich erlegt. Weil aber diese Art der Jagd zu beschwerlich ist, haben die schlauen Dinka eine andere erfunden. Auf den Lieblingsfährten der Thiere graben sie nacheinander mehrere tiefe Gruben, die sie leicht mit Reisig zudecken. Wollen dann die Elephanten zur Tränke, so stürzen sie in diese Löcher, und wenn nicht gerade mehrere Kameraden bei der Hand sind, um den Gefangenen mit ihren Rüsseln zu befreien, so kommen am Morgen die Neger und spicken ihn mit Lanzen und Spießen. Nur vor dem Büffel hat der Neger große und gegründete Angst. Was sollten auch wenige schlechtbewehrte Jäger gegen eine wüthende Büffelheerde? Das Waidwerk der Dinka und der andern Neger ist übrigens mehr Nothwehr als Zeitvertreib. Am Flusse die Krokodile und Nilpferde, im Walde die große Masse des Raubwildes, das Alles möchte auf Kosten des Negers leben. Für die Missionäre ist das Gebrüll der wilden Thiere, das allnächtlich durch die Wälder und Steppen dröhnt, anfangs wahrhaft schauerlich. Der Besuch einiger Löwen in dem Missionshause war gar nichts Seltenes. Als Schutz gegen diese Eindringlinge hielten die Patres große Hunde, denen Abends feste Halsbänder, mit Eisenstacheln besetzt, angelegt wurden. Gegen Tiger und Hyänen nehmen die Hunde den Kampf schon auf und bleiben meistens Sieger. Naht aber ein Löwe, so können sie höchstens durch ihr ängstliches Bellen die Herren wecken, damit diese auf nachdrückliche Vertheidigung sich besinnen.

Sesam.

So hätten wir denn ein annäherndes Bild des Landes und eines der Völker gegeben, unter welchen katholische Missionäre seit langen Jahren mit den schwersten Opfern das Evangelium verbreitet haben.

(Fortsetzung folgt.)